

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 81 (2007)

Artikel: Meine Kanti-Jahre 1938-1941 : Erinnerungen eines ehemaligen
Schülers der Alten Kantonsschule Aarau
Autor: Strebel, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Strebel

Meine Kanti-Jahre 1938 – 1941: Erinnerungen eines ehemaligen Schülers der Alten Kantonsschule Aarau

Ich habe die Matura Typus A im Frühjahr 1941 gemacht, also in einer Zeit intensiver militärischer Beanspruchung der jungen Generation. Die Semester wurden vorne und hinten beschnitten. Ich schrieb mich in der medizinischen Fakultät ein, hauptsächlich, weil damals der Beginn des medizinischen Studiums noch breit naturwissenschaftlich abgestützt war (eine Anfängervorlesung in Mathematik besuchte ich bei Prof. W. Saxer an der ETH). Im Frühjahr 1943 legte ich das erste medizinische Prope ab. Nachdem ich im Sommer 1943 den Leutnantsgrad bei den motorisierten leichten Truppen abverdient hatte, begann ich im Herbst desselben Jahres an der Universität Zürich mit dem Mathematikstudium. Diplom 1948 bei Prof. Rolf Nevanlinna. Im Frühjahr 1949 wurde ich Assistent bei Prof. R. Fueter und dann bei dessen Nachfolger Prof. B. L. van der Waerden. Doktorat 1950 und Habilitation 1952 wieder bei Prof. R. Nevanlinna. Vom Herbst 1953 bis Frühling 1955 hatte ich ein Stipendium am Institute for Advanced Study in Princeton, NJ, dann eine Professur an der Université de Fribourg. Schliesslich wurde ich Ende 1963 als Ordinarius an die Universität Zürich berufen, wo ich bis zu meiner Emeritierung 1988 blieb.

Nach vier Jahren Bezirksschule in Wohlen, meinem Geburtsort, stellte sich die Frage: Was nun? Es war klar, dass ich weiter zur Schule gehen wollte. Meine beiden älteren Brüder waren nach Basel gegangen. Meine Mutter kam von Basel, und ihr Vater und ihr Bruder wohnten dort mit einer Haushälterin in einer geräumigen Wohnung. Auch Mittelschulen hatte es in der Stadt Basel zur Genüge.

Eine andere Möglichkeit wäre gewesen, mich in eine innerschweizerische Klosterschule zu stecken. Wie ernst man alle diese Varianten in Betracht gezogen

hat, weiss ich nicht. Der erlösende und auf eine Weise naheliegendste Gedanke kam von unserem Lateinlehrer, Ernst Schaffner. «Lasst doch Kurt nach Aarau gehen, das ist eine sehr gute Schule, und dann kann er zu Hause wohnen.» Aarau war damals noch die einzige öffentliche Mittelschule des Kantons Aargau, unterteilt in Gymnasium A und B, Oberrealschule und Handelsschule. Es war also die höchste Schule des Kantons, und ihre Professoren genossen hohes Ansehen. An einem feierlichen Umzug durch die Stadt marschierten sie in Zylindern und Gehrock vorne mit. Entsprechend hoch waren die Anforderungen an die Schüler.

Nach Aarau zur Schule

So war es also beschlossen, und Erich V., der Sohn des Wohler Musikdirektors, und ich stiegen eines Morgens in den Zug nach Aarau, im Sonntagsgewand, zur schriftlichen Aufnahmeprüfung. Bei jeder Haltestelle schauten wir uns nach potenziellen Zuzügern um. Man kann nicht sagen, dass es uns ganz leicht zu Mute war. Ich wusste nicht einmal genau, wo sich diese Kantonsschule befand. Erich wusste es zum Glück.

Angekommen in dem imposanten Gebäude, wurden wir mit den übrigen Kandidaten in einen grossen Hörsaal geleitet, wo alles bereitlag. Unsere erste Aufgabe war die Übersetzung eines deutschen Textes ins Lateinische. Ich fand es nicht schwierig und konnte zügig loslegen. Am nächsten Tag rief mich unser Nachbar Viktor W. an (er ging auch in Aarau ins Gymnasium, aber zwei Jahre oben dran): Prof. Cappis habe ihn gefragt, ob er den kenne, einen gewissen Kurt Strebel aus Wohlen. Er habe die ganze Übersetzung ohne einen einzigen Fehler geschrieben. Viktor war sichtlich erfreut, mir diese Mitteilung zu machen. Ich selber musste mich ein bisschen an das Lob gewöhnen. Ich erinnere mich nicht, dass bei uns zu Hause jemand besonders reagiert hat, aber dann freute ich mich doch sehr. Wenn auch die anderen zwei oder drei schriftlichen Prüfungen gut gingen, würde ich sicher ohne mündliche Prüfung aufgenommen. Und so war es auch.

Bald darauf begann der Schulbetrieb. Wir hatten denselben Stundenplan, Erich und ich, und sassen auch immer nebeneinander in derselben Schulbank. Hauptfach war offensichtlich das Latein, mehr noch als Mathematik und die modernen Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch). Wir hatten das Glück, einen ganz ausgezeichneten jungen Lateinlehrer zu bekommen, einen sehr engagierten Hilfslehrer mit Namen Dr. Franz Lämmli. Es war geradezu mitreissend, wie er sich für uns interessierte. Wir studierten die Grammatik von Walder, dazu

1 Kurt Strebel und Erich V. an der Maturfeier 1941
(alle Bilder: Alte Kantonsschule Aarau).

2 Die Professorenschaft mit Frack und Zylinder.



das Übungsbuch. Später fingen wir mit Caesar an, *De bello gallico*, dann Ovid, schliesslich schwierigere Autoren wie Sallust, Livius und natürlich Cicero. An Horaz erinnere ich mich nicht. Das «*Carpe diem*» war mir damals ohnehin noch fremd. Lämmli hatte die Gabe, die politischen und historischen Texte sehr fein zu analysieren und in ihren Zusammenhang zu stellen und damit unser Interesse zu wecken. Er war überhaupt sehr exakt.

In der Grammatik von Walder steht als Übungsbeispiel der Satz: *Hominis est propria veri investigatio*. Mir gefiel diese Aussage ganz ausserordentlich, das war es auch, was ich in der Mathematik suchte. In einer schriftlichen Prüfung mussten wir ihn übersetzen. Also: Dem Menschen ist die Suche nach der Wahrheit eigen. Aber Georges Gloor übersetzte ganz anders: Der Mensch hat eine eigene Kleidung für den Frühling. Wie er *investigatio* mit *vestimentum* verwechseln konnte, war niemandem verständlich, die meisten fanden es jedoch lustig. (Georges Gloor nahm später eine Stelle als Bezirkslehrer in Lenzburg an. Er schloss sein Studium der Geschichte an der Uni Zürich sehr spät ab.)

Deutsch und Englisch hatten wir bei Prof. Heinrich Straumann. Er war der Liebling unserer Schülerinnen, hauptsächlich der beiden Lenzburgerinnen Lotti M. und Suzanne N., aber ganz allgemein war er beliebt. Sein Schulzimmer war informell, eher auf Kontakt und Nähe ausgerichtet als auf Ordnung und Autorität. Sein Pult vorne in der Ecke brauchte er nie, er sass an einem gewöhnlichen Tisch, anschliessend an die mittlere Kolonne der Schulbänke. Dort spielte er häufig mit einem Lineal. War es das oder sein leichter Umgang mit den Schülerinnen und Schülern, weshalb er den Namen «Boy» erhalten hatte? Wenn ihm das Lineal beim Spielen herunterfiel und eine Schülerin sich beeilte, es aufzuheben, konnte er mit einem leichten Kopfschütteln sagen: Lassen Sie es, ich muss es selber aufheben. Als wir auf Englisch anfangen zu zählen und bei 100 gelandet waren, stellte er sich vor die Tafel und sagte sehr eindrücklich: Meine Damen und Herren, 100 heisst auf Englisch nicht «hundred», sondern «a hundred» oder «one hundred». Ich glaube, das ist allen geblieben.

In Deutsch ging es auch ganz locker zu. Einmal packte er mich am Arm (ich sass zuvorderst, rechts aussen), setzte mich auf sein Pult und erteilte der Klasse den Auftrag, diesen Mitschüler zu beschreiben; ich selber sollte irgendeinen Kameraden zur Beschreibung auswählen. Und nun ging es los: Alle meine Mitschülerinnen und Mitschüler lobten mich in den höchsten Tönen als Lateiner. Nur einer fügte noch bei, ich habe eine Kartoffelnase, aber das gefiel Boy nicht. Nach der nächsten Sunde nahm mich Straumann beiseite und sagte fast etwas entschuldigend, hoffentlich trüge ich keinen Schaden davon. Gemeint war wohl, dass mir dieses hohe Lob «nicht in den Kopf steige». Das war auch bei uns zu Hause die Befürchtung, und ich konnte ein noch so gutes Zeugnis nach Hause bringen, mein Vater unterschrieb es und gab es mir wortlos zurück.

Nach der Wahl von Prof. Straumann als Anglist an die Universität Zürich hatten wir eine Reihe von Stellvertretern, darunter auch eine Stellvertreterin, Frau Haller, wenn ich mich recht erinnere. Sie hatten es nicht immer leicht, nach einem beliebten Lehrer wie Boy eine Klasse in den Griff zu bekommen. Manchmal versuchten sie es auf die unterhaltsame Art. Einmal ging Frau Haller am Anfang der Stunde gleich an die Tafel und schrieb: «John, where Jack had had had had had had had had had had the teacher's approbation.» Es war in der Tat ein sinnvoller Satz, wenn man die «had's» richtig gruppierte. John, wo Jack «gehabt hatte» gehabt hatte, hatte «hatte» gehabt. «Gehabt hatte» hatte des Lehrers Billigung gehabt.

Klassische Sprachen im Mittelpunkt

Nach einer Lateinstunde fragte mich Dr. Lämmli beim Hinausgehen, warum ich kein Griechisch habe. Es könnte ja sein, dass ich mich für das Studium der Altphilologie entscheiden würde, und dann müsste ich unbedingt Griechisch haben. Daran hatte ich nie gedacht. Es war im ersten Quartal, und die «Griechen» in unserer Klasse hatten alle schon ein Jahr Griechischunterricht in ihrer Bezirksschule gehabt. Das könnte ich ja nachholen, meinte Dr. Lämmli, er würde mir beim Einstieg helfen. Irgendwie reizte mich der Gedanke. Aber ich hatte nun bei Prof. Gerster mit Italienisch begonnen. Ich musste mich also bei ihm abmelden, die Griechischbücher kaufen und dann mit dem Studium beginnen. In die Griechischklasse gehen konnte ich noch nicht, die hatten alle den Anfang gemacht und waren schon richtig drin. Überdies war der Unterricht in Griechisch bei Prof. Cappis, nicht bei Dr. Lämmli.

Also: Gesagt, getan. Ich kaufte mir die beiden Bücher bei der Buchhandlung Meissner in der Bahnhofstrasse, ein Grammatik- und das zugehörige Übungsbuch, stieg mit Dr. Lämmli in das kleine Wäldchen mit der Mühlberg-Büste im Park der Kantonsschule und schaute hinein. Es war mir schon alles sehr fremd, vom Alphabet kannte ich nur etwa die ersten vier Buchstaben aus der Geometrie.

Dr. Lämmli machte mich bekannt mit den übrigen, wie man sie ausspricht und wie die einfachsten Wörter zu lesen sind. Ich hatte höchstens fünf oder sechs Stunden bei Dr. Lämmli, ging aber von nun an ständig mit der griechischen Grammatik herum. Auch in der Badi bei Herrn Trottmann in Wohlen hatte ich sie bei mir, wenn ich mit Erich in den Sommerferien baden ging.

Wie alles kam, daran erinnere ich mich nicht mehr so genau. Aber irgendwie erlaubte mir dann Prof. Cappis, in die Unterrichtsstunde hineinzusitzen, und bis Weihnachten war ich schon ein bisschen integriert. Fliessend zu lesen, das war immer noch schwierig, aber die Formenlehre (Deklination, Konjugation etc.), das war schon vom Rhythmus her einprägsam. Immerhin war ich nun im Gymnasium Typus A in Aarau. Die Griechischklasse bestand aus drei Schülern:

Georges Gloor, Martin Koestler und mir; dazu kamen wechselnd ein bis zwei weitere.

Eines Tages hatten wir Zuwachs: Richard Anderegg hiess der Neue. Die näheren Umstände kannten wir nicht. Aber er tauchte auf und setzte sich zu uns ins Griechisch, bei Prof. Cappis. Er war ein bisschen Aussenseiter, aber er nahm am Unterricht lebhaften Anteil; Sprechen, Schreiben und Zeichnen waren seine Stärken. Im Griechischunterricht hatte er ein Heft bei sich, und dort machte er sich Notizen, schrieb und zeichnete unentwegt. Was, das wussten wir nicht, waren wir doch nur vier Schüler und sassen locker verteilt. Aber Cappis wollte es offenbar wissen. Er ging während der Stunde spazierend, wie man das so macht als Lehrer, zu ihm, nahm sein Heft und begann zu blättern. Was entdeckte er: lauter «Frau Wirtin»-Verse und Skizzen, sogar ausgeführte Zeichnungen. Cappis schaute einige Zeit interessiert durch, klappte dann das Heft zusammen und gab es ihm zurück mit den Worten: «Aber, aber, Anderegg». Weiter passierte nichts. Wir schauten natürlich nach der Stunde auch etwas hinein. Anderegg konnte sehr gut Verse schmieden und zeichnen, Griechisch stand nicht viel drin.

«Bambus» in der Geschichte

Geschichte hatten wir bei Prof. Müller-Wolfer. Sein Schulzimmer lag im ersten Stock, links vom Eingang des Schulgebäudes. Er war gross und marschierte mit senkrechtem Rücken, mit steifem Hut und Spazierstock herum, daher wohl auch sein Übername «Bambus».

Bambus gab einen merkwürdigen Unterricht. Es war mehr so ein Schwatzen über die Ereignisse. Ein richtiges Lehrbuch hatten wir nicht, nur die dünne Fakten- und Jahrzahlssammlung, den Schib. Und von Zeit zu Zeit nahm er den Schib zur Hand und blätterte die nächsten zehn Seiten durch mit Bemerkungen zum Geschehen, das dort zusammengefasst war, wobei er immer wieder betonte, dass er auf solche Sachen (gemeint Jahrzahlen) keinen Wert lege. Und im Unterricht selber, der sich ein bisschen an den Schib hielt, liess er dies und das offen oder nur angetönt. Das war genau das, was Anderegg den nötigen Spielraum gab. Er liebte es, das Gegenteil zu behaupten, was Bambus behagte und von ihm mit «Ah, Sie sehen's so» quittiert wurde. Für Anderegg hatte es die – vordergründig – willkommene Konsequenz, dass er bald einmal in die obere Klasse befördert wurde: Er ist der jetzigen Klasse weit überlegen, er kann sich in diesem für ihn viel zu engen Rahmen nicht entfalten. So etwa höre ich Bambus bei seinen Kollegen urteilen, und prompt konnte Anderegg ein Jahr überspringen. Woher er kam, entzieht sich meiner Kenntnis, aber man dachte wohl in der Schulpflege, er sei von Beginn weg falsch eingestuft worden. Es ging aber nicht lange, zwei, drei Monate, und Anderegg kam wieder zurück. Wie er sich bei uns wieder eingliederte, weiss ich nicht mehr, aber er verliess unsere Schule nach ein paar weiteren Monaten, die Matura hat er jedenfalls nicht bei uns gemacht.

Eine weitere kleine Illustration zum Geschichtsunterricht von Bambus. Von Zeit zu Zeit fasste er offenbar den Entschluss, die Klasse wieder einmal durchzukämmen. Die Zweierpulte waren in seinem Unterrichtszimmer in drei Kolonnen angeordnet, und in der rechten Kolonne sassen in der dritten Bank Erich und ich. Bambus stellte sich an die Wand und begann mit seinen Fragen hinten, allmählich nach vorne rückend. Wir zwei hatten den linken Ellbogen auf unseren Pultdeckel gestützt und mit leicht gebeugtem Zeigefinger «gestreckt», Gesicht nach unten, so wie man eben die Antwort auf so eine einfache Frage selbstverständlich weiss. Aber das wollte Bambus offenbar nicht wissen, und er überhüpfte uns und stellte die Frage in der nächstvorderen Bank. Wir aber senkten unsere leicht gebeugten Zeigefinger wieder und hörten interessiert zu, was unsere Kolleginnen und Kollegen in der vorderen Bank wussten. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie oft wir diesen kleinen Trick anwandten, sicher mehrmals, und immer mit Erfolg.

Wenn wir schon bei Anderegg sind, noch eine kleine Episode. Er spielte sicher nie eine massgebende oder dominierende Rolle in unserer Klasse, aber eine unterhaltsame. Wir hatten in den oberen Klassen einen sehr sensiblen Deutschlehrer, nach mehrmaligem Wechsel seit dem Weggang von Straumann. Er hiess Ochsner, aber wir gaben ihm den Namen Nathan, was eigentlich besser zu ihm passte. Eines Tages mussten wir bei ihm während der Stunde einen Aufsatz schreiben, vermutlich über ein selbst gewähltes Thema. Richard Anderegg war auch in der Klasse, und er wählte das Thema «Dr. Lämmli». Der Aufsatz war in Gedichtform und begann so: «Mein Lieblingsfach ist das Latein. Das trichtert uns Hilfslehrer Dr. Lämmli ein.» Und dann kamen die Frechheiten, noch und noch, eine nach der anderen. Es muss wohl Nathan fast vom Sitz gehoben haben. Anderegg musste in einer freien Stunde nochmals antreten und einen anderen Aufsatz schreiben. Der nicht akzeptierte Aufsatz erweckte natürlich den «Gwunder» aller Klassengenossen, und eine Abschrift davon zirkulierte bald danach, ein Exemplar liegt jetzt noch irgendwo herum. Nathan kam nie darauf zurück, ich glaube auch nicht, dass die Angelegenheit weitere Kreise zog.

Prof. Ochsner hatte gewisse charakteristische Eigenschaften, die sich speziell beim Unterricht zeigten, ja geradezu zu diesem gehörten. Er sass nie an seinem Pult, sondern er stand bei einer der vordersten Bänke. Dabei stützte er sich mit einer Hand auf diese Bank, und die Beine waren nach Art eines Zapfenziehers etwa um eine halbe Drehung verschlungen. Dazu machte er oft einen merkwürdigen, gut hörbaren Summton, wie wenn man nicht ganz sicher ist, ob man der Antwort eines Schülers oder einer Schülerin zustimmen kann. Er federte auch ein bisschen zusammen mit den verschlungenen Beinen, sodass eine Bewegung entstand, die sich gut imitieren liess. Und jetzt kommt noch hinzu, dass Erich und ich sich überhaupt etwas darauf spezialisiert hatten, Lehrer zu

imitieren. Manchmal waren es nur gewisse Ausdrücke, die wir nachahmten, manchmal aber auch ganze Szenen. Man hatte so seine Spezialitäten, und Nathan war auf meiner Liste. Das wussten unsere Mitschülerinnen und Mitschüler, und an einem Klassenabend gehörte es fast zur Unterhaltung, dass wir diesen oder jenen Lehrer imitierten. So erging es mir einmal bei anwesendem Nathan. Der aber schätzte es nicht, hier einen Spiegel vorgehalten zu bekommen, und während die Klasse lachte, machte er ein zwiespältiges Gesicht. Ich hätte das ahnen sollen, aber wenn die ganze Klasse drängt, lässt man sich halt überreden. Später habe ich es oft bereut.

Unser Französischlehrer Charly Wenger war ganz anders. Er war unser Klassenlehrer, und im letzten Jahr, im Sommer 1940, machten wir mit ihm eine zweitägige Schulreise ins Tessin. Es war ein warmer Sommerabend in einer offenen Gartenwirtschaft, und Charly Wenger hatte aus seiner Nachbarschaft gehört, dass ich ihn gelegentlich imitierte. Das wollte er sich nun nicht entgehen lassen, und er selber forderte mich auf, meine Künste zu zeigen. Er war auch der, welcher am meisten lachte.

Und die Naturwissenschaften?

Ich habe bis jetzt nichts von den anderen Fächern, Mathematik und Naturwissenschaften, erzählt, von denen mich zu lösen am Ende der Kantonsschulzeit besonders schwierig war. In der Mathematik genossen wir den Unterricht von Prof. Fritz Gassmann, genannt Gaso. Ähnlich wie Straumann an die Uni, wurde Gassmann wenige Jahre später als Ordinarius an die ETH berufen, und zwar als Geophysiker. Sein Unterricht war dadurch gekennzeichnet, dass er die Anfänge der Differential- und Integralrechnung einbaute (neben einer zusätzlichen fakultativen Stunde Darstellende Geometrie). Im Rahmen der Differentialrechnung geht man von einer Sekante einer Kurve aus (Gerade durch zwei Kurvenpunkte) und bestimmt deren Grenzlage beim Zusammenrücken der Schnittpunkte. Der Begriff des Limes (Grenzwertes) ist das Tor zur höheren Mathematik. Eine ganze Welt tut sich hier auf, neue Begriffe werden eingeführt, mit denen man mathematisch operieren kann. Das geht weit über das hinaus, was man gewohnt war und zum Teil heute noch ist, als «Mathematik» zu bezeichnen, das Operieren mit Zahlen und einfachen algebraischen Ausdrücken. Damit waren plötzlich ganze Gebiete des mathematischen Denkens erschlossen. Das war sowohl gut für diejenigen, die später nichts mehr mit Mathematik

3 Gassmann, Mathematik.

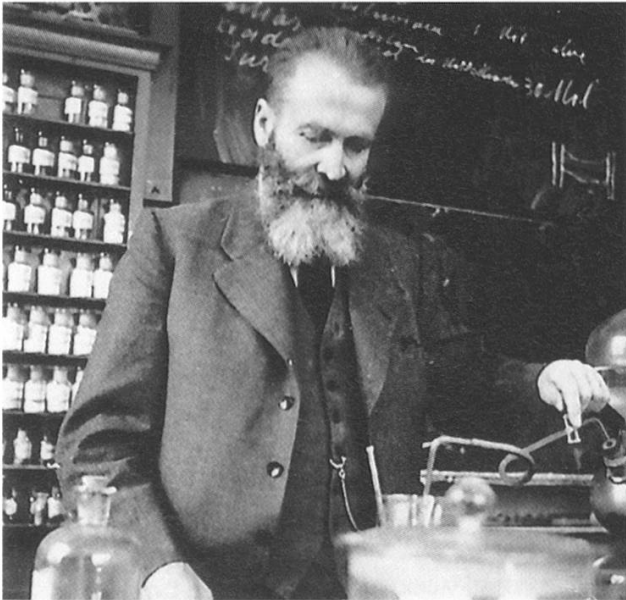
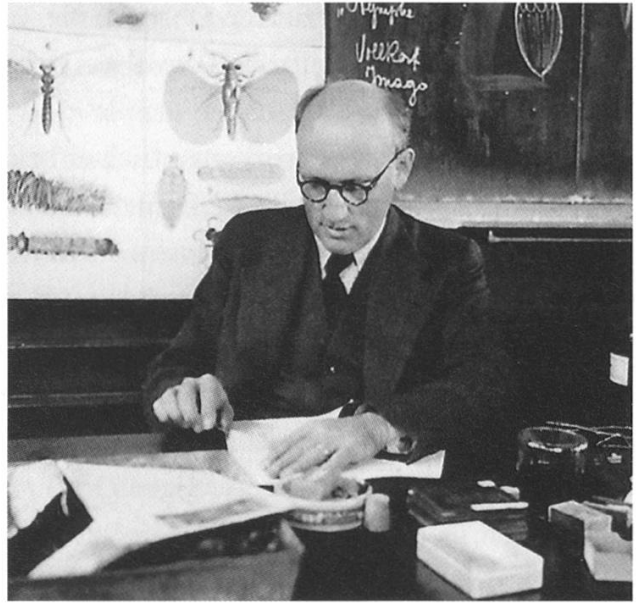
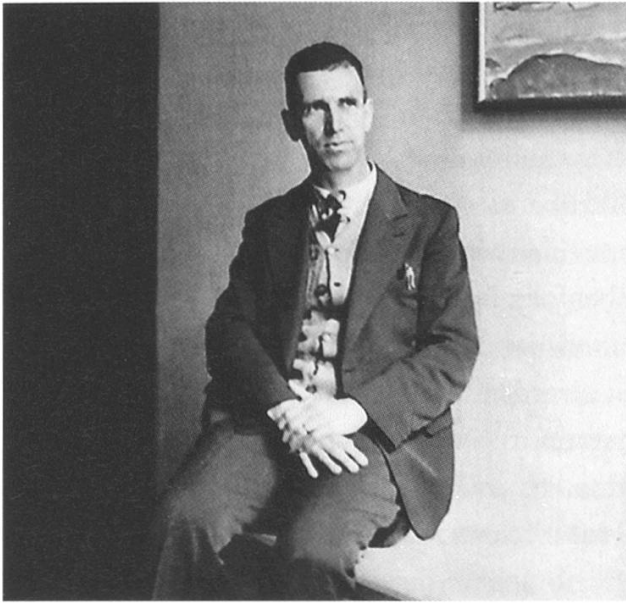
4 Steinmann, Biologie.

5 Hartmann, Chemie.

6 Fisch, Physik.

7 Hirt, Geografie.

8 Gerster, Italienisch.



zu tun hatten, als auch für die Übrigen, die in ihrem Studium Mathematik brauchten. Die Mediziner zum Beispiel waren in der Physikvorlesung dankbar dafür.

Wenn Gaso eine Klausur vorhatte, strich er beim Gehen im langen Gang mit dem Schlüssel der Wand entlang: Dann war man im Bild über seine Absicht. Er schrieb die Aufgaben kommentarlos an die Tafel, schaute einen Moment zu den Schülerinnen und Schülern und sagte dann: «Los, Reihenfolge beliebig!»

Prof. Paul Steinmann unterrichtete uns in Biologie, von den Einzellern bis hinauf zu den höheren Lebewesen. Er unterrichtete ausserordentlich packend, und dazu konnte er phantastisch gut zeichnen. Er begann irgendwo auf der Tafel und platzierte alles am richtigen Ort. Er brauchte keinen Lappen zum Korrigieren, man konnte immer wieder staunen – und natürlich versuchte man auch, es ihm gleichzutun.

Hie und da machte er eine Klausur. Dann sass er vorne an seinem breiten Tisch mit irgendeiner Arbeit beschäftigt. Ich sehe ihn jetzt noch, wie er Papierblätter halbierte, ab und zu ins aufsteigende Klassenzimmer schaute und einmal sagte: «Ich habe nun einige gesehen, die beim Nachbarn guckten. Diejenigen, die es betrifft, schreiben oben rechts bei ihrem Namen NO, das heisst «nicht ohne (zu gucken)».» Und es gab nicht wenige, die das machten, in der Hoffnung, durch die Ehrlichkeit die Nachsicht des Professors zu erwerben.

«Dackel» – das war sein Name unter uns Schülern – war sehr erfinderisch, mit kleinen Überraschungseffekten die Aufmerksamkeit seiner Hörer zu wecken. Nelly S. war eine eifrige, interessierte Schülerin. Bei Steinmann sass sie vorne links, in der vordersten Reihe. Als wir über den Themenkreis «Entwicklung des Menschen» sprachen und Steinmann dazu vorne hin und her ging, warf er ihr mitten im Satz etwas zu, ich glaube, es war ein Stück Kreide. Nelly war offenbar überrascht und reagierte instinktiv, indem sie die Oberschenkel zusammenschlug. Warum sie denn das gemacht habe? Sie wisse es auch nicht, wohl damit der Gegenstand nicht auf den Boden falle. Aber sie trage ja einen Rock, und da wäre es vernünftiger gewesen, diesen aufzuspannen. Da wirke wohl ein alter Instinkt aus der Zeit, als die Menschen noch gar keine Kleider hatten – und so waren wir beim Thema.

Bei Steinmann mussten wir ein Herbar erstellen, Pflanzen sammeln, mit Hilfe des Bestimmungsbuches «Binz» bestimmen, in einer Gitterpresse (ich habe die meinige jetzt noch) zwischen Saugpapier trocknen, in Faltbogen legen und beschriften. Es gab keine Vorschrift, wie viele Pflanzen man einbringen musste. Der Sammeleifer zeigte sich in der Dicke des Herbars: Lieni Schmid, ein späterer Journalist in Winterthur, musste seine Sammlung mit einem Leiterwagen heranzuführen.

Unser Chemiker war Prof. Hartmann, ein ungemein engagierter Lehrer. Er hatte auch ein Praktikum eingerichtet, in dem wir unter seiner Anleitung eine Rei-

he von einfachen chemischen Reaktionen durchführen konnten. Er war selber im Labor, ging von Platz zu Platz und schaute sich die Versuche an. «Händ Sie Chlor funde?» tönte es irgendwo in seinem typischen Aarauer Dialekt. Einzelne Schüler waren ganz begeistert und richteten sich zu Hause auch ein kleines Labor ein – man konnte bei Hartmann immer Instruktionen holen.

Auch geologisch war er sehr versiert. In Wohlen machte einmal der Name eines Wünschelrutengängers, auch Wasserschmöcker genannt, die Runde. Herr Stierli hiess er, pensionierter Briefträger. Wohlen war das Zentrum der Strohindustrie, und eine dieser Firmen wollte ihre Färberei erweitern. Das hing in erster Linie vom verfügbaren Wasser ab, und wenn man auf den Wasseranschluss der Gemeinde angewiesen war, kam das sehr teuer zu stehen, sodass sich die Umstellung auf Eigenbetrieb kaum lohnte. Die Firma besass ziemlich viel Wiesland entlang der Bünz, und so kam jemand auf die Idee, dort unten nach Grundwasser zu suchen. Die Bünz selber durfte man nicht einfach anzapfen. Man holte also Herrn Stierli mit dem Auftrag, da unten eine Wasserader (wie die Vorstellung im Volk war) zu suchen. Er machte sich an die Arbeit, schritt in der Wiese mit seiner geheimnisvollen Wünschelrute auf und ab, und siehe da, an einer ganz bestimmten Stelle schlug sie aus. Dann wieder, an derselben Stelle, wenn er wieder darüber ging: «Hier unten ist die Wasserader, da müssen Sie in die Tiefe gehen», riet Stierli. Also beauftragte man eine Bohrfirma, hier nach unten zu bohren – und siehe da, in nicht allzu grosser Tiefe, 10 oder 15 Meter vielleicht, stiess man auf eine Quelle. Es hatte also Wasser, und es war sogar noch ganz sauber. Die Kunde machte die Runde, und Herr Stierli war der grosse Mann. Bei einer nächsten Gelegenheit ging ich zu Prof. Hartmann und erzählte ihm die Geschichte. «Wissen Sie, im Tal der Bünz, da finden Sie überall im Boden Wasser.» Er erklärte mir dann ein bisschen, wie man sich das Ganze vorstellen muss: Die geheimnisvolle Wünschelrute hatte darin keinen Platz.

Man konnte über vieles mit Hartmann sprechen, auch ausserhalb seines Gebietes. «Sehen Sie, Mathematik, das ist die kontrollierte Phantasie», sagte er mir einmal, als es um mein Studium ging. Mir gefiel diese Aussage ganz besonders, sie verband Freiheit und Strenge in kürzester Form.

Und da war, um den Kreis der exakten Wissenschaften vollständig zu machen, noch der Physiklehrer Prof. Fisch, genannt Geck. Wie er zu diesem Zunamen kam, weiss ich nicht. Er war spindeldürr, wortkarg und lebte zurückgezogen. Ich glaube nicht, dass jemand in der Klasse zu ihm eine nähere Beziehung hatte. Es war auch charakteristisch, dass er die Schülerinnen, nicht nur die Schüler, mit dem Familiennamen anredete. Und er hatte die Mode, den Namen mitten in den Satz hineinzunehmen. So lautete etwa eine Frage bei der mündlichen Repetition folgendermassen: «So kann man, Näf, was sagen?» Und die Antwort von Geck war «ja» oder «nein», im letzteren Fall gefolgt von einer längeren

Pause. Ich kann mich nicht an irgendeine physikalische Aussage im Lauf des Physikunterrichts erinnern, die mir bleibenden Eindruck gemacht hätte. Nie wurde die Neugierde geweckt, es war alles ziemlich nüchtern. Es gab aber vieles, was zur Imitation reizte. Da hatte Erich ein dankbares Tummelfeld. Er konnte Geck fantastisch nachahmen. In jedem Wort, jeder Bewegung, sogar in den kleinen Pausen glaubte man Geck vor sich zu haben.

Zu einem umfassenden Lehrgebäude gehört natürlich auch Geografie. Die genossen wir bei Prof. Hirt, genannt Barry. Den Namen verdankte er seinem Hund, eben dem Barry. Das war sein ständiger Begleiter, auch auf seinem Weg zur Schule. Prof. Hirt war eine gemütliche Natur, und sein Unterricht bestand darin, dass er immer nach einer gewissen Zeit die Storen herunterliess, verdunkelte und uns von der besprochenen Gegend Lichtbilder zeigte. Das diente uns zur Entspannung. Geografie war auch kein Maturitätsfach. Heute besteht die Tendenz, dass man solche «weichen» Fächer (Psychologie, Pädagogik, Soziologie etc.) auch dort einbaut, schwache Schüler können so ihre Note etwas verbessern. Wir hatten auch so einen Fall. Wenn es Zeit wurde zur Notengebung und dieser Kamerad das Gefühl hatte, er stehe auf schwachen Füßen, ging er zu Barry und fragte ihn, ob er wohl bei ihm den Fünfer halten könne. Barry fragte ihn nach seinem Namen, zückte einen Bleistift und notierte in sein Notizbuch: Hans Matter, 5. Ja, er könne bei ihm den Fünfer behalten. Prof. Hirt hatte ausser seinem Lehrzimmer noch ein grosses Vorzimmer mit direktem Zugang vom Korridor. Dort hatte er seine grosse geografische Sammlung – und einen Platz für den Barry. Dieser kam nie in den Hörsaal.

In Griechisch hatte ich den Anschluss an die Klasse inzwischen gefunden. Wir hatten auch wieder einen permanenten Lehrer bekommen, nicht Lämmli, was ich selber sehr bedauerte, sondern einen ehemaligen protestantischen Pfarrer, Heinrich Stähelin, genannt Näppi. Er war in der Tat etwas klein, breitschultrig, hatte aber ursprünglich einen andern Beinamen, nämlich «Bull», aber der gefiel ihm nicht. So schlug er selber «Näppi» vor, und dabei ist es geblieben. Näppi hatte eine intensive Beziehung zum Griechisch, die er uns dreien auch vermitteln konnte. Wir lasen die Anfänge der Odyssee und der Ilias – ich kann sie jetzt noch rezitieren. Dann folgten griechische Tragödien, allen voran Elektra von Sophokles. Eines Tages erfuhren wir, dass eben diese Elektra an der Uni Basel von Studenten auf Griechisch aufgeführt wurde. Das war für uns der Anlass, an einem Sonntagnachmittag mit dem Auto meines Vaters nach Basel zu fahren. Ich hatte eben die Fahrprüfung bestanden, das Ganze war so eine Art Jungfernfahrt. Dank der Kenntnis des Textes konnten wir den Versen einigermassen folgen. Auch Euripides lasen wir, natürlich Herodot und möglicherweise Ausschnitte aus Tukydidēs. Vom Komödiendichter Menandros weiss ich leider nichts ausser dem Einzeiler aus dem Übungsbuch, der in meinen Augen eine tiefe Wahrheit enthält: «Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen.»

Vieles würde einem für immer verborgen bleiben, wenn man nicht das Glück gehabt hat, es im Gymnasium kennen zu lernen.

In der obersten Klasse des Gymnasiums hatten wir die Möglichkeit, Spanischunterricht zu nehmen. Da ich Italienisch wegen Kollision mit dem Griechisch hatte aufgeben müssen, dachte ich, Spanisch wäre ein guter Ersatz. So schrieb ich mich dort ein. Zweimal in der Woche kam unser Spanischlehrer Señor Camacho von Zürich nach Aarau und führte uns in die spanische Sprache ein. Wir waren nur wenige. Herr Camacho drückte sich schon nach wenigen Stunden nur noch auf Spanisch aus, was dank einfachen Lehrmitteln gut verständlich war. Ich höre jetzt noch seine Aufforderung «Lea Usted, Señor Strebel», wenn ich an die Reihe kam.

Ich hatte also jetzt sechs Sprachen, und das war für mich die obere Grenze. Nicht so für Georges Gloor: Er nahm dazu noch Hebräisch. Das wäre für mich eindeutig zu viel gewesen, musste ich doch immer nach der letzten Stunde noch mit dem Zug nach Wohlen fahren. Aber Spanisch hat mir gefallen, es ist eine sehr schöne Sprache.

Und den «Schuster Aiolos» zum Abschluss

Jeden Herbst gab es an der Kanti Aarau ein spezielles Fest: den Schülerabend. Die letzte Gymnasialklasse führte ein Theaterstück auf, und sie stellte auch die meisten Darstellerinnen und Darsteller. Unsere Wahl fiel auf das Lustspiel «Schuster Aiolos» von Arnold Kübler. Wir mussten einen Regisseur haben, den wir dank der Mithilfe von Prof. Ochsner am Schauspielhaus Zürich fanden, in der Person von Enzo Ertini. Dessen erste Aufgabe war es, das Ensemble zusammenzustellen und die Rollen zu verteilen. Der Grundgedanke in Arnold Küblers Spiel war der folgende. Ein einfacher Schuhmacher kam schicksalhaft auf den Thron des Imperium Romanum. Er wollte zum Kaiser, fand den Thron unbesetzt und setzte sich drauf, um zu sehen, was das denn eigentlich für ein Gefühl sei. Dann nimmt das Schicksal seinen Lauf: Es kommen Leute zum vermeintlichen Kaiser, sie bringen ihre Anliegen vor, und der gute Aiolos fühlt sich plötzlich in die Rolle des Kaisers gedrängt, muss handeln und Entscheide fällen. Ganz brenzlich wird es, als die Frau von Aiolos selber zum Kaiser kommt und ihren Mann, der sich inzwischen die Insignien des Kaisers umgehängt hat, nicht erkennt. Und als die Frau von Apfelmus spricht, der Lieblingsspeise von Aiolos, fährt es ihm heraus: «Gibts Apfelmus?» Nun musste also diese Rolle besetzt werden. Es hatten sich dafür zwei Kandidaten herauskristallisiert, nämlich Ambrosius Speiser von Baden und – Kurt Strebel von Wohlen. Speiser war ein Jahr jünger als ich, also noch nicht in der obersten Gymnasialklasse, und Ertinis Wahl fiel auf mich. Ich machte mich nun eifrig an das Studium der Rolle. Es war ja eine gewisse Auszeichnung, am Schülerabend die Hauptrolle des gewählten Theaterstücks zu spielen. Der Name «Schuster Aiolos» ist mir denn auch geblieben.

Ein halbes Jahr später, im Frühjahr 1941, machten wir die Matura, und damit war die schöne Kantizeit, der feste Rahmen, in dem wir uns vier Jahre lang bewegt hatten, zu Ende. Ich musste ein Studium wählen, mich einschreiben an der Uni oder der ETH, und viele Dinge und Themen, die mir lieb geworden waren, aufgeben. Altphilologie, wie Dr. Lämmli gemeint hatte – er hatte übrigens inzwischen Aarau verlassen und eine feste Lehrstelle in Olten angenommen –, das wollte ich nicht. Naturwissenschaften schon eher. Ich litt aber unter dem Zwang der Einschränkung. Der Anfang des Medizinstudiums war sehr breit: Botanik, Chemie, Physik und Zoologie, ergänzt durch Mathematik bei Prof. Saxer an der ETH – dazu eine einstündige Vorlesung in Griechisch bei Prof. Ernst Howald an der Uni. Hinter alldem lag der Wunsch, die Kantizeit zu verlängern, ohne allzu vieles preisgeben zu müssen. Erst mit der Zeit zeigte es sich, dass in der Mathematik all das lag, was ich suchte, genau wie es Prof. Hartmann in kürzester Form ausgedrückt hatte. Historische Fächer waren nichts für mich, und weiche Fächer, Sozialwissenschaften, Psychologie und sogar Philosophie, lagen mir fern. Nach zweieinhalb Jahren, dem ersten medizinischen Prope und ziemlich viel Militärdienst hatte ich schliesslich meinen Weg gefunden.

Rückblickend kann ich sagen: Die Kantizeit war eine schöne Zeit. Eine unbeschwerte Zeit. Ich genoss sie nach dem Horaz'schen Ratschlag: *carpe diem*. Erst jetzt geht es mir auf: Das war, was ich machte, Tag für Tag den Unterricht genießen. Das war nur möglich dank der zum grössten Teil ausgezeichneten, engagierten Lehrerschaft. Diese prägt die Schule und setzt sich in der Erinnerung der Schülerinnen und Schüler fest.

Kurt Strebel, *1921 in Wohlen, Doktorat Universität Zürich 1950 in Mathematik, 1963 Professor in Freiburg i. Ue., 1988 Ordinarius in Zürich, lebt und arbeitet in Zürich.